

Nicolas Weis und Pierre Neven über ihre Haftzeit in Wiesbaden und ihre Heimkehr nach Luxemburg

In Hinzert wurde das Außenkommando zusammengestellt. Plötzlich hieß es: „Die und die Nummern raustreten“. Die, die nicht aufgerufen wurden, waren froh. Denn wir wussten ja nicht, wohin wir kommen sollten, und es hätte ja alles noch schlimmer kommen können. Wir gingen dann in eine besondere Baracke, wo wir eingekleidet wurden. Früh am nächsten Morgen wurden wir herausgerufen: „Alles antreten! Gepäck mitnehmen!“. Dann mussten wir mit unserem wenigen Gepäck die Autos besteigen. Mit Lastwagen ging die Reise nach Wiesbaden. Dort sprangen wir ängstlich aus dem Wagen, denn wir wussten ja nicht, was nun mit uns geschehen sollte. Gleich wurden wir auf die Baracken aufgeteilt. Drei Holzbaracken standen dort schon, von einem Gitterzaun umgeben. Später sollten noch weitere hinzukommen.

Es ging gleich los mit den Arbeitskommandos. Wir hatten an den ersten Tagen gar nichts zu essen und konnten vor Schwäche kaum eine Schaufel heben. Bald wurde auch der SS klar, dass wir so nicht arbeiten konnten. Von diesem Zeitpunkt an durften wir Pakete empfangen. Die Lebensmittel, die wir in Wiesbaden organisierten, wurden auf den Stuben zusammengelegt und gemeinsam verwertet. Einmal verendeten zwei Pferde, die bei einem Bombenangriff am Güterbahnhof getroffen worden waren, vor den Augen einiger Häftlinge, die dorthin zur Arbeit abkommandiert waren. Unsere Kameraden schnitten ein paar große Stücke aus den Kadavern heraus und brachten sie mit ins Lager. Wir hatten ja vier Metzger unter uns, die das zähe Fleisch fachgerecht zerlegen konnten. Es wurde gekocht und gemeinsam verspeist, wobei auch unsere Bewacher nicht leer ausgingen. Auf diese Weise wurden zum Beispiel auch Kartoffeln organisiert. Einmal im Winter fanden wir Schafe, die auf der Weide verendet waren. Das steinhart gefrorene Fleisch haben wir gemeinsam gekocht, und es half uns wieder ein paar Tage über die Runden.

In Wiesbaden gab es keinen solchen Drill mehr, wie noch in Hinzert. Einzig bei einem ganz jungen SS-Mann mussten wir strammstehen. Zuerst haben wir den Bunker gebaut: Mit Pickel und Schaufel wurde eine tiefe Grube ausgeschachtet. Die Erde mussten wir mit einem Wagen weit in den Wald schaffen. Ganz zum Schluss bauten wir die Baracken an der Platter Straße. Drei oder vier Mann von uns mussten immer zu einem Arbeitskommando ins Nerotal, um dort in der Villa des SS-Generals Stroop zu werkeln. Eines Tages kam der gefürchtete Lagerleiter von Hinzert, Sporrenberg, nach Wiesbaden. Wir bekamen es mit der Angst zu tun, weil wir befürchteten, zurück nach Hinzert verlegt zu werden. Das hätte uns das Leben kosten können. Unser Kapo Braun bekam vor Schreck kein Wort mehr heraus. Bei seinem Gang durch das Lager stellte Sporrenberg fest, dass wir das gefallene Laub nicht zusammengereicht hatten und auch einige Kisten herumstanden. Das entsprach nicht seinen Vorstellungen von Lagerordnung. „Was ist denn hier los? Der Sauhaufen hier kommt zurück nach Hinzert“, brüllte er. Doch sein Vorgesetzter, Stroop, entgegnete: „Nein, die Männer arbeiten gut, die bleiben hier.“ Sporrenberg verschwand, und wir hörten zum Glück nie wieder von ihm.

In der Reiterstaffel haben wir die Pferde beschlagen. Stroop war häufig dort. Er hatte in den Stallungen „Unter den Eichen“ sein Pferd untergebracht. Einmal musste diesem der Huf mit einem Messer geputzt werden. Das hat ein wenig geblutet. Da sind die Leute von der Reiterstaffel gelaufen gekommen. Ganz aufgeregt haben sie gerufen: „Oh Gott, das Pferd vom General!“ Sie befürchteten, sie könnten wegen ein paar Tropfen Blut, das Stroops Pferd vergoss, hart bestraft werden.

In der letzten Nacht, bevor die Amerikaner kamen, trafen wir uns mit einigen weiteren geflüchteten Luxemburgern bei Frau Ritter. Denn wir hatten abgesprochen, dass wir uns dort sammeln würden. Nachdem alles zu Ende war, wurde ganz in der Nähe ein Lebensmittellager der SS entdeckt. Die Wiesbadener, die inzwischen auch hungerten,

kamen, um zu plündern. Doch die Alliierten hielten sie davon ab. Aus den dortigen Beständen wurden wir nun von unseren Befreiern gepflegt.

Nachdem die Amerikaner einmarschiert waren, glaubten wir zunächst, dass wir umgehend mit Autos nach Hause gebracht werden würden. Doch dann hieß es plötzlich, wir müssten uns in einer Mainzer Kaserne melden. Dorthin sind wir dann zu Fuß gegangen. Auf einem kleinen Karren mit zwei Rädern führten wir in Koffern unsere wenige Habe mit. Über den Rhein brachte uns eine Fähre. Wir versuchten, soweit wie möglich in Deckung zu bleiben, denn die Straßen waren noch nicht sicher. Manchmal wurde sogar noch von den Lastwagen der Amerikaner aus geschossen.

Die Kaserne in Gonsenheim war schon reichlich überfüllt, als wir eintrafen. Wir fanden dort auch andere Luxemburger vor, z.B. ein Mädchen aus Diekirch, das aus dem Frauen-KZ Ravensbrück kam. Nichts funktionierte mehr in unserer neuen Behausung. Wir hatten kein sauberes Wasser und keinen Strom. Die Toiletten waren verstopft. Immerhin gab es ein wenig Verpflegung, und wir hatten etwas zu kochen. Bald nach unserer Ankunft entdeckten einige unserer Kameraden den Weinkeller der Kaserne. Dort stand der Wein zentimeterhoch, weil jemand die Fässer zertrümmert hatte. Da wir kein Wasser hatten, kochten wir unsere Kartoffeln, die wir in einem anderen Keller gefunden hatten, in Wein. Uns schmeckte damals alles. Wir hatten ja schon monatelang keine Pakete mehr von daheim bekommen und waren entsprechend ausgehungert. Eine Woche lang blieben wir in Gonsenheim und warteten ungeduldig auf den Transport in die Heimat. Doch man vertröstete uns von Tag zu Tag. Schließlich trafen wir einen Amerikaner, der privat nach Luxemburg wollte. Mit ihm konnten wir endlich heimfahren.

Aus: Bärbel Maul, Axel Ulrich (2014): Das Wiesbadener Außenkommando „Unter den Eichen“ des SS-Sonderlagers/KZ Hinzert. Wiesbaden.